

**Musikalischer Vespertagesdienst zur Eröffnung des Deutschen
Pfarrerinnen- und Pfarrertags am 25.09.2006 in der Christuskirche
Fulda, Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein.**

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die
Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen.

Predigttext: **Mk 16,15-20**

*15 Und er sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evan-
gelium aller Kreatur.*

*16 Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber
nicht glaubt, der wird verdammt werden.*

*17 Die Zeichen aber, die folgen werden denen, die da glauben, sind die-
se: in meinem Namen werden sie böse Geister austreiben, in neuen Zun-
gen reden,*

*18 Schlangen mit den Händen hochheben, und wenn sie etwas
Tödliches trinken, wird's ihnen nicht schaden; auf Kranke werden
sie die Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden.*

*19 Nachdem der Herr Jesus mit ihnen geredet hatte, wurde er aufgeho-
ben gen Himmel und setzte sich zur Rechten Gottes.*

*20 Sie aber zogen aus und predigten an allen Orten. Und der Herr
wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch die mitfolgenden
Zeichen.*

„Ich weiß, woran ich glaube“, liebe Schwestern und Brüder: Dieser Satz,
dem Lied von Ernst Moritz Arndt entnommen, strahlt Gewissheit und Zu-
versicht aus. Er ist ein gutes Motto für den Deutschen Pfarrerinnen- und
Pfarrertag, den wir mit diesem Gottesdienst eröffnen. Wäre da nicht der
Untertitel, der viel von diesem klaren Bekenntnis zurücknimmt. Als wür-
den wir uns nicht mehr trauen können, zu dem zu stehen, was uns als
evangelische Christen ausmacht, muss gleich von der Krise die Rede

sein. Offen gesagt: Ich halte davon nichts. Wann gab es jemals Zeiten, die nicht kritisch waren? Wo das Evangelium verkündet wird, ist es immer kritisch. Die Krise ist geradezu gewollt, denn es geht um Entscheidung. Es geht um Widerspruch und Glauben, um Gericht und Gnade, um Tod und ewiges Heil.

Demgegenüber erscheint mir das, was wir gegenwärtig an strukturellen Anpassungsmaßnahmen in unseren Landeskirchen vornehmen, den Namen „Krise“ kaum zu verdienen. Es ist höchst bedauerlich, dass die meisten von uns die evangelische Forderung, die Kirche müsse immer wieder reformiert werden, wie eine Fahne vor sich hertragen, aber sobald damit ernst gemacht wird, sie schnell einrollen und sich nichts lieber wünschen, als dass alles so bliebe wie es war. Ich empfinde das als Zeichen einer großen Mutlosigkeit, die wenig mit der Eindeutigkeit und Klarheit des Leitmottos zu tun hat.

Wie aber kann es gelingen, dass wir am Ende des Pfarrerinnen- und Pfarrertags voller Überzeugung sagen: „Ich weiß, woran ich glaube“? Mit dem bloßen Hinweis, es sei ja alles nicht so schlimm, oder gar, es stünde alles um Besten, ist es ja nicht getan. Das würden Sie mir nicht abnehmen; dazu bin ich auch viel zu realistisch. Und mir ist bewusst, dass sich die Herausforderungen an das Pfarramt und die Belastungen, die damit verbunden sein können, überhaupt nicht klein reden lassen.

Um so mehr liegt in der Rückbesinnung auf die Anfänge der Kirche die Chance, sich neu zu vergewissern. Mir jedenfalls ist die Begegnung mit den biblischen Zeugnissen über die frühe Christenheit mehr als einmal eine heilsame und mutmachende Erinnerung geworden. Versuchen wir es und überspringen den Graben, der uns scheinbar von jenen Glaubenszeugen trennt.

Kundige werden es wissen: Die Verse, die ich für meine Predigt ausgewählt habe, stammen aus dem sogenannten „unechten“ Markus-Schluss. Sie sind allem Anschein nach im 2. Jahrhundert angefügt worden, um das Markusevangelium nicht mit dem ratlosen Satz an Ostern enden zu lassen: „Und sie sagten niemanden etwas; denn sie fürchteten sich.“ Aber was heißt schon „unecht“? Ich empfinde den Zusatz, der an das Markusevangelium angehängt wurde, in hohem Maße als „echt“. Denn er spiegelt eine Wirklichkeit wider, wie sie die Christen im 2. Jahrhundert offensichtlich erlebten. Da war von Krise keine Rede, um so mehr aber von Bekenntnis und Begeisterung – und das verbunden mit geradezu unglaublichen Phänomenen: böse Geister austreiben, in neuen Zungen reden, Schlangen mit den Händen hochheben, giftige Getränke überleben, Kranke durch Handauflegung heilen.

Das alles scheint mit der Wirklichkeit eines modern-moderaten Christentums in Mitteleuropa wenig zu tun zu haben. Tun wir es nicht gleich als einen antiken Wunderkatalog ab, werden wir solche Konsequenzen des Glaubens allenfalls in charismatischen Bewegungen verorten, die uns in anderen Kontinenten begegnen. Doch bei uns ist das doch undenkbar, oder?

Was wäre, liebe Schwestern und Brüder, würden wir den „unechten“ Markus-Schluss einmal als eine ernsthafte und ernst gemeinte Einweisung in das Leben von Christen – und damit auch von Pfarrerinnen und Pfarrern – lesen, als Beschreibung dessen, was der Glaube an den auferstandenen Christus auslöst? Um den Glauben geht es doch allemal, der auf die Verkündigung des Evangeliums antwortet und dadurch Kraft und Stärke gewinnt, die es uns – wenn es sein muss – mit allen Mächten der Welt aufnehmen lässt.

Manchmal ist es wichtig und tut gut, in solch großen Worten vom Glauben zu reden, also nicht von der eigenen Schwachheit und Zögerlichkeit, son-

dern vom Geist, der unserer Schwachheit aufhilft und uns in mutige Zeuginnen und Zeugen verwandelt. Auf uns geschaut, bleiben die großen Verheißungen, von denen wir hören, nichts als Sprechblasen. Aber sollte es dem, der in uns das Wunder des Glaubens geschaffen hat, tatsächlich unmöglich sein, uns auch andere ungeahnte Wunder erleben zu lassen? Das größte Wunder, liebe Schwestern und Brüder, ist doch, dass Christus unseren Unglauben überwunden hat und uns das Vertrauen in die Macht seiner Auferstehung geschenkt hat. Wer aus der vermeintlichen Krise heraus will, muss deswegen beim Glauben beginnen. Da liegt das Motto des Pfarrerinnen- und Pfarrertags genau richtig.

Jahraus, jahrein konfirmieren wir Jugendliche und erinnern sie an ihre Berufung als Christen in der Taufe. In unserer kurhessischen Agende lautet eine der Anreden an die Konfirmandinnen und Konfirmanden im Konfirmationsgottesdienst: „Ihr habt in der Unterweisung gehört, dass Gottes Liebe uns durch die heilige Taufe in der Gemeinschaft seiner Kinder bestätigt, dass Gottes Geist uns durch den Glauben mit Jesus Christus verbindet und dass er uns eine Hoffnung gibt, die auch der Tod nicht zerstört. So frage ich euch: Wisst ihr, dass ihr auf den Weg des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung gerufen seid?“ Die gemeinsame Antwort der Konfirmandinnen und Konfirmanden lautet: „Ja, wir wissen es.“ Und dann folgt, was in fast gleichen Worten auch bei der Ordination gesagt wird: „Niemand kann aus eigener Kraft dieser Berufung folgen. Ein Christ braucht sein Leben lang die Gnade Gottes und die Hilfe der Gemeinde.“

Ich bin überzeugt, dass auch wir als Pfarrerinnen und Pfarrer immer wieder solch eine Konfirmation brauchen, eine Bestätigung und Vergewisserung, dass wir trotz aller Selbstzweifel oder spürbaren Widerstände auf dem richtigen Weg sind. Das können wir uns nicht selbst zusagen, aber wir können uns einschließen in die Frage, die wir an unsere Jugendlichen richten: „Weiß ich, dass ich auf den Weg des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung gerufen bin?“ Und wenn ich es weiß, woran ich glaube und

was mein einziger Trost im Leben und im Sterben ist, dann öffnen sich die Augen neu und werden nicht mehr von Furcht und Ängstlichkeit verschlossen. Dann können wir antworten: „Ich weiß es“, und wir sehen mitten im Getriebe, auch in den scheinbar unüberwindlichen Sachzwängen der Kirche Christus am Werk. Wir gewinnen den Mut, im Vertrauen auf seine Kraft Dinge zu tun, die wir sonst nie gewagt hätten.

Das klingt einfach – und ist es auch. Es ist dann einfach, wenn die Gewissheit des Glaubens uns erfüllt und wir nicht auf unsere vielfachen Beschränkungen und Begrenztheiten und Sorgen blicken, sondern auf Christus, den Herrn der Kirche. Die Jüngerinnen und Jünger, aber genauso die frühen Christen haben es erlebt: Sie konnten aufbrechen und das Evangelium bezeugen und sich darauf verlassen, dass Christus selbst durch sie wirkte.

Solche Menschen brauchen wir heute, auch solche Pfarrerinnen und Pfarrer, Bischöfinnen und Bischöfe. Da gibt es keinen Unterschied. Wir alle können an unseren Orten selbstbewusst in die Öffentlichkeit gehen und brauchen Auseinandersetzungen um die Wahrheit nicht zu scheuen. Anlässe dazu gibt es mehr als genug: Denn in unserer Gesellschaft ist die Sehnsucht nach Orientierung riesengroß, und viele Scharlatane tummeln sich auf dem Markt der Möglichkeiten. Das Evangelium erschöpft sich nicht in Wertevermittlung, sondern es verändert Menschen von Grund auf: Es macht uns gelassen im Umgang mit uns selbst und zugleich widerständig gegen alle Anmaßungen. Christus ist doch der Herr, dem wir vertrauen und den wir bekennen. Unduldsamkeit muss daraus nicht folgen, wohl aber Eindeutigkeit und Klarheit. In der bitter nötigen Begegnung mit anderen Religionen etwa verhindert das keineswegs den Dialog, sondern ermöglicht ihn erst! Die anderen wollen wissen, woran wir glauben – als Christen, als Pfarrerinnen und Pfarrer. Sonst nehmen sie uns nicht ernst!

